

Brief zu schreiben; sobald er ihn geschrieben hatte, versiegelte er ihn auch und setzte darauf die Adresse:

„An die Frau Baronin Danglars.“

„Diesen Abend,“ murmelte er, werde ich ihn selbst auf ihre Toilette legen.“

Dann zog er einen Paß aus seiner Schublade und sprach:

„Gut! er ist noch für zwei Monate gültig.“

Neuntes Kapitel.

Der Kirchhof des Père la Chaise.

Herr von Boville war wirklich dem Leichenzuge begegnet, der Valentine zu ihrer letzten Ruhestätte geleitete.

Das Wetter war düster, der Himmel bewölkt, ein lauer, aber bereits für die gelben Blätter tödtlicher Wind entriß sie den allmählig entblößten Zweigen und ließ sie auf die ungeheure Menge wirbeln, welche die Boulevards belagerte.

Herr von Villefort, ein Vollblut-Pariser, betrachtete den Friedhof des Père la Chaise als den einzig würdigen, die sterbliche Hülle einer Pariser Familie aufzunehmen. Die andern erschienen ihm als Landkirchhöfe, als Hotels garnis des Todes. Nur auf dem Père la Chaise konnte ein Hingeshiedener der guten Gesellschaft bei sich wohnen.

„Er hatte hier, wie wir gesehen, für ewige Zeiten einen Raum erkaufte, auf welchem sich das so schnell durch alle Mitglieder seiner ersten Familie bevölkerte Denkmal er-

hob. Man las an dem Giebel des Mausoleum: die Familien Saint-Meran und Billefort, denn dies war der letzte Wunsch der armen Renée, der Mutter von Valentine, gewesen.

Nach dem Père la Chaise begab sich also der prunkhafte Leichenzug, der von dem Faubourg Saint-Honoré ausgegangen war.

Man fuhr durch ganz Paris, sodann durch den Faubourg du Temple und über die äußeren Boulevards bis zu dem Friedhofe. Mehr als fünfzig Herrenwagen folgten den zwanzig Trauerwagen, und hinter diesen fünfzig Wagen marschirten noch mehr als fünfhundert Personen zu Fuß.

Es waren beinahe lauter junge Leute, welche, von dem Tode von Valentine wie vom Blitze getroffen, trotz des eifigen Dunstes des Jahrhunderts und des prosaischen Charakters der Zeit, sich unter den poetischen Einfluß dieser schönen, dieser keuschen, dieser anbetungswürdigen, in ihrer Blüthe entführten Jungfrau schmiegtten.

Am Ausgange von Paris sah man ein rasches Gespann von vier Pferden erscheinen, welche plötzlich ihre nervigen Kniebeugen wie stählerne Federn streckten: es war Herr von Monte Christo.

Der Graf stieg aus seiner Caleche und mischte sich in die Menge, welche zu Fuß dem Leichenwagen folgte.

Chateau-Renaud erblickte ihn; er stieg sogleich aus seinem Coupé aus und ging auf ihn zu. Beauchamp verließ ebenfalls sein Cabriolet.

Der Graf schaute aufmerksam durch alle Zwischenräume, welche die Menge ließ. Er suchte offenbar irgend Jemand. Endlich fragte er:

„Wo ist Morrel? Weiß Einer von Ihnen, meine Herren, wo er ist?“

„Wir haben diese Frage schon bei dem Sterbehaufe gemacht,“ sagte Chateau-Renaud, „denn Niemand von uns hat ihn bemerkt.“

Endlich gelangte man auf den Friedhof.

Das durchdringende Auge von Monte Christo durchforschte mit einem Blicke die Eiben- und Fichtengebüsche: ein Schatten schlüpfte unter den schwarzen Hecken hin, und Monte Christo erkannte ohne Zweifel, was er suchte.

Man weiß, was eine Beerdigung in dieser prachtvollen Nekropolis ist: schwarze Gruppen in den weißen Alleen zerstreut, ein Stillschweigen des Himmels und der Erde, nur gestört durch das Geräusch gebrochener Zweige oder einer an einem Grabe eingedrückten Hecke; dann der schwermüthige Gesang der Priester, mit dem sich zuweilen das Schluchzen vermischt, das aus einer Blumengruppe hervorkommt, unter der man eine in Trauer versunkene Frau mit gefalteten Händen erblickt.

Der Schatten, den Monte Christo erblickte, schritt rasch über den Platz hinter dem Grabe von Heloise und Abelard, stellte sich neben die Diener des Todes an die Spitze der Pferde, welche den Leichnam zogen, und gelangte mit demselben Schritte zu dem für das Begräbniß erwählten Ort.

Monte Christo schaute nur diesen Schatten an, welcher kaum von seinen nächsten Nachbarn bemerkt wurde.

Zweimal trat der Graf aus den Reihen hervor, um zu sehen, ob die Hände dieses Menschen nichts etwas unter seinen Kleidern Verborgenes suchten.

In dem Schatten erkannte man, als der Zug anhielt, Morrel, der mit seinem schwarzen, bis oben zugeknöpften Rocke, mit seiner leichenbleichen Stirne, seinen hohlen Wangen und seinem durch krampfhafteste Hände zerknitterten Hute sich an einen Baum angelehnt und auf einem das Mausoleum beherrschenden Hügel so aufgestellt hatte, daß er nicht den geringsten Umstand von der Leichenzeremonie verlieren konnte.

Alles ging nach dem Gebrauche vor sich. Einige Männer, und dies waren wie immer die am wenigsten gerührten, hielten Reden. Die Einen beklagten diesen frühzeitigen Tod; die Andern breiteten sich über den

Schmerz des Vaters aus; Einige waren geistreich genug, zu behaupten, Valentine habe mehr als einmal bei Herrn von Billefort Bitten für die Schuldigen eingelegt, über deren Haupt er das Schwert der Gerechtigkeit gehalten; kurz man erschöpfte sich in blumenreichen Metaphern und schmerzlichen Perioden, und legte auf jede mögliche Weise die Stanzas von Malherbe an Dupérier aus.

Monte Christo hörte nichts, sah nichts, oder er sah vielmehr nur Morrel, dessen Ruhe und Unbeweglichkeit ein furchtbares Schauspiel für Denjenigen waren, welcher allein zu lesen vermochte, was im Innersten des jungen Mannes vorging.

„Sieh da,“ sprach plötzlich Beauchamp zu Debray, „dort ist Morrel! Wo Teufels mag er gesteckt haben!“

Und sie zeigten ihn Chateau-Renaud.

„Wie bleich er ausseht!“ sprach dieser erschrocken.

„Es wird ihn frieren,“ versetzte Debray.

„Nein,“ entgegnete langsam Chateau-Renaud; „ich glaube, er fühlt sich erschüttert. Maximilian ist ein für Eindrücke sehr empfänglicher Mensch.“

„Bah!“ rief Debray; „er kannte Fräulein von Billefort kaum. Sie haben es selbst gesagt.“

„Es ist wahr. Doch ich erinnere mich, daß er auf dem Balle von Frau von Morcerf dreimal mit ihr getanzt hat; Sie wissen, Graf, auf dem Balle, wo Sie eine so große Wirkung hervorbrachten?“

„Nein, es ist mir nicht bekannt,“ antwortete Monte Christo, ohne eigentlich zu wissen, auf was und wem er antwortete, so sehr war er damit beschäftigt, Morrel zu überwachen, dessen Wangen sich belebten, wie es bei denjenigen der Fall ist, welche ihren Athem zurückhalten.

„Die Reden sind beendet, Gott befohlen, meine Herrn,“ sprach plötzlich der Graf.

Und er gab das Zeichen zum Aufbruch und verschwand, ohne daß man wußte, wohin er gegangen war.

Die Leichenfeierlichkeit war vorüber, die Anwesenden schlugen wieder den Weg nach Paris ein.

Nur Chateau-Renaud suchte einen Augenblick Morrel mit den Augen; doch während sein Blick dem weg-eilenden Grafen gefolgt war, hatte Morrel seinen Platz verlassen, und Chateau-Renaud ging, nachdem er ihn vergebens gesucht, Debray und Beauchamp nach.

Monte Christo hatte sich in ein Gebüsch geworfen und beobachtete hinter einem großen Grabmale verborgen die geringste Bewegung von Morrel, der sich allmählig dem von den Neugierigen und den Arbeitern verlassenen Mausoleum näherte.

Morrel schaute langsam und irre umher, doch in der Secunde, wo sein Blick den dem seinen gegenüberliegenden Theil des Kreises umfaßte, näherte sich ihm Monte Christo abermals zehn Schritte, ohne gesehen zu werden.

Der junge Mann kniete nieder.

Den Hals gestreckt, das Auge starr und weit geöffnet, die Kniee gebogen, um auf das erste Zeichen vorzustoßen, näherte sich der Graf Morrel immer mehr.

Morrel beugte seine Stirne bis auf den Stein, umfaßte das Gitter mit seinen zwei Händen und murmelte:

„Oh! Valentine!“

Das Herz des Grafen brach bei dem Ausbruche dieser zwei Worte, er machte noch einen Schritt, klopfte Morrel auf die Schulter und sprach:

„Sie, mein lieber Freund, Sie suchte ich.“

Monte Christo erwartete eine Aufwallung, Vorwürfe, Beschuldigungen: er täuschte sich.

Morrel wandte sich um und sagte mit scheinbarer Ruhe:

„Sie sehen, ich betete!“

Der forschende Blick des Grafen betrachtete den jungen Mann von oben bis unten. Nach dieser Prüfung schien er ruhiger.

„Soll ich Sie nach Paris zurückführen?“ sagte Monte Christo.

„Nein, ich danke.“

„Wünschen Sie irgend etwas?“

„Lassen Sie mich beten.“

Der Graf entfernte sich ohne eine Erwiderung, doch nur um einen neuen Posten einzunehmen, von wo aus er keine Geberde von Morrel verlor; dieser erhob sich endlich, wuschte seine durch den Stein weiß gewordenen Kniee ab und schlug wieder den Weg nach Paris ein, ohne ein einziges Mal den Kopf umzuwenden.

Er ging langsam die Rue de la Noquette hinab.

Der Graf schickte seinen Wagen, der vor dem Kirchhofe des Père la Chaise hielt, zurück und folgte ihm auf hundert Schritte.

Maximilian ging über den Kanal und kehrte auf den Boulevards nach der Rue Meslai zurück.

Fünf Minuten nachdem sich die Thüre hinter Maximilian geschlossen hatte, öffnete sie sich wieder für Monte Christo.

Julie befand sich am Eingang des Gartens und schaute mit der tiefsten Aufmerksamkeit Meister Peneton zu, der, sein Gärtnergeschäft mit allem Ernste behandelnd, Steckreiser von bengalischen Rosen machte.

„Ah! Herr Graf von Monte Christo,“ rief sie mit jener Freude, welche gewöhnlich jedes Mitglied der Familie Morrel kundgab, wenn Monte Christo einen Besuch in der Rue Meslai machen.

„Nicht wahr, Madame, Maximilian ist so eben nach Hause gekommen?“ fragte der Graf.

„Ja, ich glaube, ich habe ihn vorübergehen sehen,“ erwiderte die junge Frau; doch ich bitte, rufen Sie Emmanuel.“

„Verzeihen Sie, Madame, ich muß sogleich zu Maximilian hinaufgehen, ich habe ihm eine Sache von der höchsten Wichtigkeit mitzutheilen.“

„Gehen Sie,“ sprach sie den Grafen mit ihrem reizenden Lächeln begleitend, bis er an der Treppe verschwunden war.

Monte Christo hatte bald die Stufen der zwei Stockwerke hinter sich, welche das Erdgeschos von der Wohnung von Maximilian trennten; auf dem Ruheplatze horchte er: es ließ sich kein Geräusch vernehmen.

Wie in den meisten nur von einem einzigen Herrn bewohnten alten Häusern, war der Ruheplatz mit einer Glasthüre geschlossen. Doch an dieser Glasthüre fand sich kein Schlüssel; Maximilian hatte sich von innen eingeschlossen, aber man konnte unmöglich durch die Thüre sehen, da hinter den Scheiben ein Vorhang von rother Seide angebracht war.

Die Angst des Grafen verrieth sich durch eine lebhafteste Nothe, ein bei diesem unempfindlichen Manne höchst selten vorkommendes Symptom.

„Was ist zu thun?“ murmelte er.

Und er dachte einen Augenblick nach.

„Läuten?“ fuhr der Graf fort; „oh, nein! oft beschleunigt der Lärmen einer Glocke, das heißt eines Besuches den Entschluß derjenigen, welche sich in der Lage befinden, in der Maximilian in diesem Augenblick sein muß, und dann antwortet auf den Lärmen der Glocke ein anderer Lärmen.“

Monte Christo schauerte von dem Scheitel bis zu den Beinen, und da bei ihm der Entschluß die Raschheit des Blitzes hatte, so stieß er mit dem Ellenbogen eine von den Scheiben der Glasthüre ein, welche in kleine Stücke zerbrach, hob den Vorhang auf und sah Morrel, der, vor seinem Schreibtische, eine Feder in der Hand, beim Geräusch der zerbrochenen Scheibe von seinem Stuhle aufsprang.

„Es ist nichts,“ sagte der Graf, „ich bitte tausendmal um Vergebung, mein lieber Freund, ich bin ausgeglitscht und habe beim Ausglitschen an das Fenster

gestoßen: da es zerbrochen ist, so will ich dies benützen, um bei Ihnen einzutreten; bemühen Sie sich nicht."

Und der Graf streckte den Arm durch die zerbrochene Scheibe und öffnete die Thüre.

Morrel erhob sich offenbar ärgerlich und ging dem Grafen entgegen, doch weniger um ihn zu empfangen, als um ihm den Weg zu versperren.

"Meiner Treue! es ist der Fehler Ihrer Bedienten," sagte Monte Christo, sich den Ellenbogen reibend, "Ihre Boden glänzen wie Spiegel."

"Sind Sie verwundet, mein Herr?" fragte Morrel kalt.

"Ich weiß es nicht. Doch was machten Sie denn da? Sie schrieben?"

"Ich? nein."

"Sie haben Tintenflecken an den Fingern."

"Es ist wahr," antwortete Morrel, ich schrieb; das begegnet mir zuweilen, obschon ich Militär bin."

Monte Christo machte einige Schritte im Zimmer, Morrel mußte den Grafen vorüberlassen, folgte ihm jedoch.

"Sie schrieben?" versetzte Monte Christo mit einem ermüdend festen Blicke.

"Ich habe bereits die Ehre gehabt, Ihnen ja zu sagen," erwiderte Morrel.

Der Graf schaute umher.

"Ihre Pistolen neben dem Schreibzeug?" sagte er, mit dem Finger auf die auf dem Bureau liegenden Waffen deutend.

"Ich mache eine Reise," antwortete Maximilian trotzig.

"Mein Freund!" sprach Monte Christo mit einer Stimme voll unendlicher Weichheit.

"Mein Herr?"

"Mein Freund, mein lieber Maximilian, keine heftigen Entschlüsse, ich bitte Sie!"

"Ich, heftige Entschlüsse!" versetzte Morrel die

Nachseln zuwendend; ich frage Sie, in welcher Beziehung ist eine Reise ein heftiger Entschluß?"

"Maximilian," sprach Monte Christo, "legen wir jeder die Maske bei Seite, die wir tragen. Maximilian, Sie täuschen mich eben so wenig durch diese geheuchelte Ruhe, als ich mich mit meiner oberflächlichen Theilnahme täusche. Nicht wahr, Sie begreifen, um gethan zu haben, was ich gethan, um Scheiben einzustossen, um das Geheimniß des Zimmers eines Freundes zu verletzen, Sie begreifen, hiezu mußte ich von einer wirklichen Unruhe oder vielmehr von einer furchtbaren Ueberzeugung erfaßt sein? Morrel, Sie wollen sich tödten."

"Gut!" versetzte Morrel schauernd. "Woher nehmen Sie denn diese Gedanken, mein Herr Graf?"

"Ich sage Ihnen, daß Sie sich tödten wollen," fuhr der Graf mit demselben Tone fort, "hier ist der Beweis."

"Und er trat zu dem Schreibtisch, hob das weiße Blatt auf, das der junge Mann auf einen angefangenen Brief geworfen hatte, und nahm diesen Brief."

Morrel stürzte auf ihn zu, um das Papier seinen Händen zu entreißen.

Doch Monte Christo sah diese Bewegung vorher und kam ihm zuvor, indem er ihn beim Faustgelenke faßte und zurückhielt, wie die stählerne Kette die Feder mitten in ihrer Evolution zurückhält.

"Sie sehen, daß Sie sich tödten wollten, Morrel," sprach der Graf, "es ist geschrieben!"

"Nun wohl!" rief Morrel mit einem Sprunge vom Anscheine der Ruhe zum Ausdrücke der Heftigkeit übergehend; "nun wohl! wenn dem so wäre, wenn ich beschloßen hätte, gegen mich den Pistolenlauf zu richten, wer würde mich verhindern, wer hätte den Muth, mich zu verhindern? Wenn ich sage: alle meine Hoffnungen sind zertrümmert, mein Herz ist gebrochen, mein Leben ist erloschen, es gibt nur noch Trauer und

Ekel um mich her; die Erde ist Asche geworden; jede menschliche Stimme zerreißt mich! Wenn ich sage: Es ist Mitleid, mich sterben zu lassen, denn wenn Ihr mich nicht sterben laßt, so verliere ich den Verstand und werde wahnsinnig: sprechen Sie, mein Herr, wenn ich dies sage und man sieht, daß ich es mit der Angst und den Thränen meines Herzens sage, wird man mir antworten: Du hast Unrecht? Wird man mich verhindern, nicht mehr der Unglücklichste zu sein? Sprechen Sie, mein Herr, sprechen Sie, haben Sie den Muth hiezu?"

„Ja, Morrel,“ erwiderte Monte Christo mit einer Stimme, deren Ruhe seltsam mit der Exaltation des jungen Mannes im Widerspruche stand; „ja, ich habe den Muth.“

„Sie!“ rief Morrel mit einem wachsenden Ausdrucke von Zorn und Vorwurf; „Sie, der Sie mich mit einer thörichten Hoffnung girkten; Sie, der Sie mich mit leeren Versprechungen zurückhielten, wiegten, einschläferten, während ich durch einen kräftigen Schlag, durch einen äußersten Entschluß sie vielleicht hätte retten, oder wenigstens in meinen Armen sterben sehen können; Sie, der Sie alle Mittel des Geistes, alle Kräfte der Materie zu besitzen vorgeben; Sie, der Sie auf der Erde die Rolle der Vorsehung spielen oder zu spielen sich den Anschein verleihen, und nicht einmal die Macht besitzen, einem vergifteten Mädchen ein Gegengift zu geben! Ah! in der That, mein Herr, Sie würden mir Mitleid einflößen, flößten Sie mir nicht Abscheu ein!“

„Morrel . . .“

„Ja, Sie haben mir gesagt, wir wollen die Masken ablegen, wohl, Sie sollen befriedigt werden, ich lege sie ab. Ja, als Sie mir nach dem Kirchhofe folgten, antwortete ich Ihnen noch, denn ich bin gutmüthig; als Sie hier eintraten, ließ ich Sie bis zu dieser Stelle kommen . . . Doch da Sie Mißbrauch von meiner

Güte machen, da Sie mir sogar in diesem Zimmer trogen, in welches ich mich als in mein Grab zurückgezogen habe, da Sie mir eine neue Qual bringen, mir, der ich alle erschöpft zu haben glaubte, Graf von Monte Christo, mein angeblicher Wohlthäter; Graf von Monte Christo, allgemeiner Retter, seien Sie zufrieden, Sie werden Ihren Freund sterben sehen."

Und das Lächeln der Berrücktheit auf den Lippen, stürzte Morrel zum zweiten Male nach den Pistolen.

Bleich wie ein Gespenst, aber mit blitzenden Augen, streckte Monte Christo die Hand nach den Waffen aus und sprach:

"Und ich wiederhole Ihnen, Sie werden sich nicht tödten!"

"Hindern Sie mich doch!" versetzte Morrel mit einem letzten Sprunge, der sich, wie der erste, an dem stählernen Arme des Grafen brach.

"Ich werde Sie verhindern!"

"Doch wer sind Sie denn, daß Sie sich dieses tyrannische Recht über freie und denkende Geschöpfe anmaßen?" rief Maximilian.

"Wer ich bin?" wiederholte Monte Christo. "Hören Sie: ich bin der einzige Mensch auf der Welt, der berechtigt ist, zu Ihnen zu sagen: Morrel, ich will nicht, daß der Sohn Deines Vaters heute stirbt!"

"Und majestätisch, erhaben, verwandelt, ging Monte Christo mit gekreuzten Armen auf den zitternden jungen Mann zu, der, unwillkürlich durch das göttliche Wesen dieses Menschen besiegt, einen Schritt zurückwich.

"Warum sprechen Sie von meinem Vater?" stammelte er, "warum mischen Sie die Erinnerung an meinen Vater in das, was mir heute begegnet?"

"Weil ich derjenige bin, der Deinem Vater eines Tages das Leben gerettet hat, als er sich tödten wollte, wie Du Dich heute tödten willst; weil ich der Mann bin, der Deiner jungen Schwester die Börse und dem alten Morrel den Pharaon geschickt hat; weil ich

Edmond Dantes bin, der Dich als Kind auf seinem Schooße spielen ließ!"

Morrel machte wankend, feuchend noch einen Schritt rückwärts; dann verließen ihn seine Kräfte und er stürzte mit einem gewaltigen Schrei zu den Füßen von Monte Christo nieder.

Plötzlich ging in dieser bewunderungswürdigen Natur eine Bewegung rascher, vollständiger Wiedergeburt vor: er stand auf, sprang aus dem Zimmer, eilte auf die Treppe und rief mit der ganzen Macht seiner Stimme:

„Julie! Julie! Emmanuel! Emmanuel!“

Monte Christo wollte ebenfalls hinauseilen; doch Maximilian hätte sich eher tödten lassen, als daß er von den Angeln der Thüre gewichen wäre, die er gegen den Grafen zurückdrückte.

Auf das Geschrei von Maximilian liefen Julie, Emmanuel, Peneton und einige Diener erschrocken herbei.

Morrel faßte sie bei den Händen, öffnete die Thüre wieder und rief mit einer durch das Schluchzen zusammengepreßten Stimme:

„Auf die Kniee! auf die Kniee! es ist der Wohlthäter, es ist der Retter unseres Vaters! es ist . . .“

Er wollte sagen: „Es ist Edmond Dantes!“ doch der Graf hielt ihn zurück.

Julie stürzte auf die Hand des Grafen, Emmanuel umfaßte ihn wie einen Schutzgott, Morrel fiel zum zweiten Male auf die Kniee und schlug mit der Stirne auf den Boden.

Da fühlte der eiserne Mann, wie sein Herz sich in seiner Brust erweiterte, die verzehrende Flamme stieg von seiner Kehle in seine Augen, er neigte das Haupt und weinte!

Es fand einige Augenblicke lang in diesem Zimmer ein Concert von erhabenen Thränen und Seufzern statt,

das dem geliebtesten Engel des Herrn harmonisch vorgekommen sein müßte.

Julie hatte sich kaum von ihrer tiefen Erschütterung erholt, als sie hinaus stürzte, die Treppe hinabeilte, mit einer kindischen Freude in den Salon lief und die kristallene Kugel aufhob, welche die ihr von dem Unbekannten der Allées de Meillan geschenkte Börse beschützte.

Während dieser Zeit sprach Emmanuel mit erschütterter Stimme zu dem Grafen:

„Oh! mein Herr Graf, wie konnten Sie, der Sie uns so oft von unserem unbekanntem Wohlthäter sprechen hörten, der Sie uns ein Andenken mit so viel Dankbarkeit und Anbetung umfassen sahen, wie konnten Sie bis heute warten, ohne sich uns zu offenbaren? Oh! das ist eine Grausamkeit gegen uns, und ich möchte beinahe sagen, Herr Graf, gegen Sie selbst.“

„Hören Sie, mein Freund,“ erwiderte der Graf, „so kann ich Sie nennen, denn ohne es zu vermuthen, sind Sie mein Freund seit elf Jahren: die Entdeckung dieses Geheimnisses ist durch ein großes Ereigniß herbeigeführt worden, das Sie nicht kennen sollen. Gott ist mein Zeuge, ich wollte es mein ganzes Leben hindurch im Grunde meiner Seele begraben halten; Ihr Schwager Maximilian hat es mir durch eine Heftigkeit entzissen, die er, ich bin es fest überzeugt, bereut.“

Dann schaute er Maximilian an, der sich, obgleich auf den Knien verharrend, gegen einen Lehnstuhl gewendet hatte, und fügte ganz leise Emmanuel auf eine bezeichnende Weise die Hände drückend bei:

„Wachen Sie über ihm.“

„Warum dies?“ fragte der junge Mann erstaunt.

„Ich kann es Ihnen nicht sagen; doch wachen Sie über ihm.“

Emmanuel schaute rings im Zimmer umher und erblickte die Pistolen von Morrel.

Seine Augen hefteten sich erschrocken auf diese

Waffen, die er Monte Christo, langsam den Finger bis zur Höhe ihrer Lage erhebend, bezeichnete.

Monte Christo neigte das Haupt.

Emmanuel machte eine Bewegung gegen die Pistolen.

„Lassen Sie,“ sprach der Graf.

Dann ging er auf Morrel zu und faßte ihn bei der Hand; die stürmischen Bewegungen, welche einen Augenblick das Herz des jungen Mannes geschüttelt, hatten einem tiefen Erstaunen Platz gemacht.

Julie kam wieder herauf; sie hielt in der Hand die seidene Börse, und zwei glänzende, freudige Thränen rollten wie zwei Tropfen Morgenthau über ihre Wangen.

„Das ist die Reliquie,“ sprach sie; „glauben Sie nicht, daß sie mir, minder theuer ist, seitdem sich der Retter uns geoffenbart hat.“

„Mein Kind,“ antwortete Monte Christo erröthend, „erlauben Sie mir, diese Börse zurückzunehmen; nun da Sie die Züge meines Gesichtes kennen, will ich in Ihre Erinnerung nur durch die Zuneigung zurückgerufen werden, die Sie mir auf meine Bitte gewähren werden.“

„Oh! nein, nein, ich flehe Sie an,“ sprach Julie, die Börse an ihr Herz drückend, „denn eines Tags könnten Sie uns verlassen, denn eines Tags werden Sie uns leider verlassen: nicht wahr?“

„Sie haben richtig errathen, Madame,“ erwiderte Monte Christo lächelnd, „in acht Tagen bin ich von diesem Lande entfernt, wo so viele Leute, welche des Himmels Rache verdient hätten, glücklich lebten, während mein Vater vor Hunger und Schmerz starb.“

Seine nahe bevorstehende Abreise ankündigend, heftete Monte Christo seine Augen auf Morrel und er bemerkte, daß die Worte: „bin ich von diesem Lande entfernt,“ ohne Maximilian seiner Lethargie zu entziehen vorübergingen; er begriff, daß er einen letzten Kampf mit dem Schmerze seines Freundes aushalten mußte; der Graf nahm die Hände von Julie und Emmanuel,

vereinigte sie in den seinigen, und sprach mit der sanften Würde eines Vaters:

„Meine lieben Freunde, ich bitte Euch, laßt mich mit Maximilian allein.“

Dies war ein Mittel für Julie, die kostbare Reliquie wegzubringen, von der der Graf von Monte Christo zu sprechen vergaß.

„Lassen wir sie,“ sagte sie und zog rasch ihren Gatten fort.

Der Graf war allein mit Morrel, der unbeweglich blieb wie eine Bildsäule.

„Laß hören,“ sagte der Graf die Schulter Maximilians mit seinem glühenden Finger berührend, „wirst Du endlich wieder ein Mensch, Maximilian?“

Ja, denn ich fange an zu leiden.“

Die Stirne des Grafen faltete sich unter einem düsteren Zögern.

„Maximilian! Maximilian! sprach er, „die Gedanken, in welche Du Dich versenkst, sind eines Christen unwürdig.“

„Oh! beruhigen Sie sich, Freund,“ sagte Morrel das Haupt erhebend und dem Grafen ein Lächeln von unaussprechlicher Traurigkeit zeigend, „ich werde den Tod nicht mehr suchen.“

„Also keine Waffen, keine Verzweiflung mehr?“

„Nein, denn ich habe etwas Besseres, um mich von meinem Schmerze zu heilen, als den Lauf einer Pistole oder die Spitze eines Messers.“

„Armer Narr! . . . was hast Du denn?“

„Ich habe meinen Schmerz, der mich tödten wird.“

„Freund,“ sprach Monte Christo mit derselben Schwermuth, wie Maximilian, „höre mich. Eines Tags wollte ich in einem Augenblick einer Verzweiflung, welche der Deinigen gleichkam, da sie einen ähnlichen Entschluß herbeiführte, wollte ich mich, sage ich, wie Du, tödten; ebenso in Verzweiflung, wollte sich eines Tages auch Dein Vater tödten. Wenn man Deinem Vater in dem

Augenblick, wo er den Pistolenlauf gegen seine Stirne richtete, wenn man mir in dem Augenblick, wo ich von meinem Bette das Brod des Gefangenen wegschob, das ich seit drei Tagen nicht berührt, wenn man endlich uns Beiden in diesem äußersten Augenblick gesagt hätte: Lebt, es kommt ein Tag, wo Ihr glücklich sein und das Leben segnen werdet! von welcher Seite auch die Stimme hörbar geworden wäre, wir würden sie mit der Angst des Zweifels oder mit dem Bangen des Unglaubens aufgenommen haben, und wie oft hat dennoch Dein Vater, Dich umarmend, das Leben gesegnet, wie oft habe ich selbst . . .“

„Ah!“ rief Morrel den Grafen unterbrechend, Sie hatten nichts verloren, als Ihre Freiheit; mein Vater hatte nichts verloren als sein Vermögen, und ich, ich habe Valentine verloren.“

„Schau mich an, Morrel,“ sprach Monte Christo mit jener Feierlichkeit, die ihn bei gewissen Veranlassungen so groß und überzeugend machte; „schau mich an, ich habe weder Thränen in den Augen, noch Fieber in den Adern, noch düstere Schläge im Herzen; ich sehe Dich jedoch leiden, Maximilian, Dich, den ich liebe, wie ich meinen Sohn lieben würde; nun, sagt Dir das nicht Morrel, daß der Schmerz ist wie das Leben, und daß es stets etwas Unbekanntes jenseits gibt? Wenn ich Dich zu leben bitte, wenn ich Dir zu leben befehle, so geschieht es in der Ueberzeugung, Du werdest mir eines Tags dafür danken, daß ich Dir das Leben erhalten habe.“

„Mein Gott!“ rief der junge Mann, „mein Gott! was sagen Sie mir da, Graf? Nehmen Sie sich in Acht! Sie haben vielleicht nie geliebt?“

„Kind!“ rief der Graf.

Mit der Liebe, die ich meine,“ versetzte Morrel. „Sehen Sie, ich bin ein Soldat, seitdem ich ein Mensch bin, ich habe das neunundzwanzigste Jahr erreicht, ohne zu lieben, denn keines von den Gefühlen, die sich bis

dahin in mir regten, verdiente den Namen Liebe: mit neun und zwanzig Jahren sah ich Valentine; ich liebe sie folglich seit beinahe zwei Jahren; seit zwei Jahren konnte ich alle Tugenden des Mädchens und der Frau von der Hand des Herrn in ihr für meine Augen wie ein Buch geöffnetes Herz geschrieben lesen. Graf, in Valentine lag für mich ein unendliches, unermessliches, unbekanntes Glück, ein Glück, zu groß, zu vollständig, zu göttlich für diese Welt, da es mir diese Welt nicht gegeben hat; Graf, damit sage ich Ihnen, daß es ohne Valentine für mich auf der Welt nur Trostlosigkeit und Verzweiflung gibt."

"Ich hieß Sie hoffen, Morrel," wiederholte der Graf.

"Nehmen Sie sich in Acht, sage ich Ihnen noch einmal, Sie suchen mich zu überzeugen, und wenn Sie mich überzeugen, machen Sie, daß ich den Verstand verliere, denn Sie lassen mich glauben, ich könne Valentine wiedersehen."

Der Graf lächelte.

"Mein Freund, mein Vater!" rief Morrel in höchster Begeisterung, "nehmen Sie sich in Acht! nehmen Sie sich in Acht! sage ich Ihnen zum dritten Male, denn die Herrschaft, welche Sie über mich gewinnen, erschreckt mich; wägen Sie den Sinn ihrer Worte ab, denn meine Augen beleben sich wieder, mein Herz entzündet sich wieder, wird wiedergeboren; nehmen Sie sich in Acht, denn Sie lassen mich an übernatürliche Dinge glauben. Ich würde gehorchen, wenn Sie mich den Stein von dem Grabe, das die Tochter Jairi bedeckt, aufheben hießen; ich würde auf den Wellen gehen, wenn Sie mich mit einem Zeichen der Hand auf den Wellen gehen hießen; nehmen Sie sich in Acht, ich würde gehorchen."

"Hoffe, mein Freund," wiederholte der Graf.

"Ah!" rief Morrel von der ganzen Höhe seiner Begeisterung in den Abgrund seiner Traurigkeit zurückfallend; "ah! Sie spotten meiner: Sie machen es wie

die guten Mütter, oder vielmehr wie die selbstsüchtigen Mütter, welche mit honigsüßen Worten den Schmerz ihres Kindes stillen, weil sein Geschrei sie ermüdet. Nein, mein Freund, nein, ich hatte Unrecht, Ihnen zu sagen, Sie mögen sich in Acht nehmen; nein, befürchten Sie nichts, ich werde meinen Schmerz so sorgfältig in der Tiefe meiner Brust bewahren, ich werde ihn so dunkel, so geheim machen, daß Sie nicht einmal mehr Mitleid zu haben brauchen. Gott befohlen, mein Freund, Gott befohlen.

„Im Gegentheil,“ sprach der Graf, „von dieser Stunde an, Maximilian, wirst Du bei mir und mit mir leben, Du wirst mich nicht mehr verlassen, und in acht Tagen haben wir Frankreich hinter uns.“

„Und Sie heißen mich immer noch hoffen?“

„Ich heiße Dich hoffen, weil ich ein Mittel kenne, das Dich heilen wird.“

„Graf, Sie machen mich, wenn es möglich ist, noch trauriger. Sie betrachten als die Folge des Schlages, der mich trifft, nur einen alltäglichen Schmerz und glauben mich durch ein alltägliches Mittel, durch Reisen, heilen zu können.“

Und Morrel schüttelte den Kopf mit verächtlichem Unglauben.

„Was soll ich Dir sagen?“ versetzte der Graf. „Ich habe Zutrauen zu meinen Versprechungen, laß mich den Versuch machen.“

„Graf, Sie verlängern nur meinen Todeskampf.“

„Schwachtes Herz, Du hast also nicht die Kraft, Deinem Freunde einige Tage zu seiner Probe zu geben! Weißt Du, was der Graf von Monte Christo zu vollführen fähig ist? Weißt Du, daß er genug Glauben an Gott hat, um Wunder von demjenigen zu erlangen, welcher gesagt hat, mit dem Glauben könne der Mensch einen Berg aufheben? Nun, dieses Wunder, auf das ich hoffe, erwarte es, oder . . .“

„Oder? . . .“ wiederholte Morrel.

„Oder nimm Dich in Acht, Morrel, ich werde Dich einen Undankbaren nennen.“

„Haben Sie Mitleid mit mir, Graf.“

„Ich habe dergestalt Mitleid mit Dir, Maximilian, höre mich wohl, dergestalt Mitleid, daß ich Dich, wenn ich Dich nicht in einem Monat, auf den Tag, auf die Stunde, heile, selbst vor die geladene Pistole und vor einen Becher des sichersten Giftes von Italien stelle, vor ein Gift, das sicherer und rascher wirkt, glaube mir, als das, welches Valentine getödet hat.“

„Sie versprechen es mir?“

„Ja, denn ich bin ein Mensch, denn ich habe auch gelitten, denn ich wollte mich auch tödten, und oft, selbst seitdem das Unglück sich von mir entfernt hat, träumte ich von den köstlichen Genüssen des ewigen Schlafes.“

„Oh! gewiß, Sie versprechen es mir, Graf?“ rief Maximilian berauscht.

„Ich verspreche es Dir nicht, ich schwöre es Dir,“ sagte Monte Christo, die Hand ausstreckend.

„Bei Ihrer Ehre, wenn ich in einem Monat nicht getödtet bin, lassen Sie mich frei über mein Leben schalten, und was ich auch thun mag, Sie werden mich keinen Undankbaren nennen?“

„In einem Monat, auf den Tag, Maximilian; in einem Monat auf die Stunde, und der Tag ist heilig, Maximilian, ich weiß nicht, ob Du daran gedacht hast, es ist heute der 5. September: heute vor zehn Jahren habe ich Deinen Vater gerettet, als er sterben wollte.“

Morrel ergriff die Hände des Grafen und küßte sie; der Graf ließ ihn gewähren, als begriffe er, man wäre ihm diese Anbetung schuldig.

„In einem Monat hast Du an dem Tische, wo wir Beide sitzen werden, gute Waffen und einen sanften Tod. Doch dagegen versprichst Du mir, bis dahin zu warten und zu leben?“

„Oh! ich schwöre Ihnen ebenfalls!“ rief Morrel.
Monte Christo zog den jungen Mann an sein Herz
und hielt ihn lange umfangen.

„Und nun,“ sagte er zu ihm, „von heute an wohnst
Du bei mir; Du nimmst die Zimmer von Hayde, und
meine Tochter wird wenigstens durch meinen Sohn er-
setzt.“

„Hayde! was ist aus Hayde geworden?“

„Sie ist diese Nacht abgereist.“

„Um Sie zu verlassen?“

„Um mich zu erwarten. . . . Halte Dich bereit,
in der Rue des Champs-Élysées zu mir zu kommen,
und laß mich von hier weggehen, ohne daß man mich
sieht.“

Maximilian neigte das Haupt und gehorchte wie ein
Kind oder wie ein Apostel.

Zehntes Kapitel.

Die Theilung.

In dem Hause der Rue Saint-Germain-des-Prés,
das Albert von Morcerf für seine Mutter und sich ge-
wählt hatte, war der erste Stock, bestehend aus einer
vollständigen kleinen Wohnung, an eine sehr geheimniß-
volle Person vermietet.

Diese Person war ein Mann, dessen Gesicht, ob er
aus oder einging, der Portier selbst nie hatte sehen kön-
nen; denn im Winter steckte er sein Kinn in eine von